

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. d. H. Noll Gießen

Herrschel - G

## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Da betrachtete Marga ihn mit einem verwunderten Blick und sagte dann:

„Wie anders muß das doch in einem Manne aussehen.“

„Zu wiefern?“

„Daß Ihnen die Arbeit so alles andere ersetzen konnte!“

„Alles?“

Bertsch sah sie plötzlich an mit einem eigenen Ausdruck, doch dann zuckte er die Achseln.

Marga aber forschte weiter.

„Haben Sie denn wirklich niemals ein Bedürfnis nach Menschen gehabt da droben?“

„Naun. Zudem — kam man wirklich mal zusammen, so gab's ein Saufen ohne Ende. Bardon, aber es war so. Und das ist nicht nach meinem Geschmack.“

„Nun ja, die Männer. Aber entbehren Sie denn nie einen gesellschaftlichen Umgang verfeinerter Art? Auch mit Frauen?“

„Frauen? Ja —“ Es war, als löste das Wort in ihm Erinnerungen aus von ganz besonderer Art. Und wieder streifte sein Auge über sie hin mit jenem seltsamen Ausdruck. Wie ein Dehnen und Reden ging es dabei durch seine starken Glieder. „Freilich — die fehlten einem wohl manchmal.“

Marga Neusch fühlte diesen Blick über sich hingleiten, und heiße Quellen schossen unter ihm auf in ihrem jungen Blut. Sie senkte die dunkeln Wimpern, aber das tiefe Atemholen konnte sie doch nicht vor ihm verbergen. Er gewahrte es. Da leuchtete es langsam auf in seinen Augen. Aber er sprach nichts.

Dies Schweigen hatte etwas Verwirrendes für Marga. So brach sie denn die Stille mit irgendeinem schnell hingeworfenen Wort:

„Nun, jetzt haben Sie das alles ja hinter sich. Jetzt können Sie das Verfaulene doch nachholen.“

„Das will ich auch!“

Wie sonderbar er das sagte! Ihre Finger falteten schneller an dem Spigentuch in ihrem Schoß. Dann hörte sie ihn wieder einschalten. Einmal — zweimal, auch ihr Glas. Und nun klang es her zu ihr, mit einem seltsam schwingenden Unterton.

„Ich habe in der Tat manches nachzuholen, und Sie sollen mir dabei helfen.“

„Ich?“

Nach sah sie zu ihm auf.

Lächelnd saß er da, ein wenig zu ihr vorgeneigt; seine Rechte schob ihr den Sektkelch hin.

„Ja, Sie — oder sollten Sie nicht ein ganz guter Führer sein zu diesem Ziele?“

„Zu welchem?“

„Nun — wieder den Weg zu den Menschen zu finden. Zum frohen, leichten Genießen des Augenblicks.“

„Warum gerade ich?“

„Ich habe da eine Stunde in guter Erinnerung — es ist freilich schon ein Weilchen her.“

Sein Auge suchte sie bedeutungsvoll mit einem dunkeln Aufglimm. Sie wich ihm aus, immer stärker beunruhigt.

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.“

„Besinnen Sie sich wirklich nicht mehr? Damals — bei unserem letzten Beisammensein — auf der Kirme!“

Ein leises Aufrascheln ihres Kleides. Aber keine Antwort. Da beugte er sich noch näher zu ihr hin.

„Es war das so seltsam damals. — Ich hab' noch manchmal daran denken müssen, Fräulein Marga!“

Doch nun lehnte sie sich zurück, mit kurzer Bewegung. Kalt traf ihn ihr Blick.

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Wirklich nicht?“ Er lächelte. „Soll ich Ihre Erinnerungen vielleicht ein wenig auffrischen? Wie —“

„Ich lege keinen Wert auf Erinnerungen. Im übrigen — Sie sind mir vollkommen unverständlich!“

Und sie erhob sich.

„Oh — Sie wollen mich schon verlassen?“

„Es ist Zeit. Gut Nacht.“

Bertsch sah ihr nach, wie sie so ging. Ganz Unnahbarkeit. Als ob sie nie an seiner Brust gelegen, mit wilden Küffen — eine kleine Bacchantin!

Ein wissendes Lächeln umspielte seinen Mund: Komödie — nur, um ihn noch mehr zu reizen! Und er fühlte es heißer durch sein Blut rinnen. Da griff er nach seinem Glase und schlürfte den Sekt; langsam, die Augen geschlossen. Todend tauchte es vor ihm auf. Viele Jahre hatte er verzichtet auf das, was anderen höchstes Genießen war, auf den süßen, heimlichen Rausch. Aber nun —!

Doch mitten im Zuge brach er ab. Hart setzte seine Rechte das Glas auf den Tisch zurück.

Weibergeschichten? Unsinn! Er hatte wahrhaftig an anderes zu denken. Und wie weggesetzt war alles. Seine Miene zeigte wieder den gewohnten Ausdruck gespannter Energie. Er sah nach der Uhr. Gleich zehn — er konnte sich allmählich immer fertig machen zu seinem Gang. Nun, so hatte ja das Tete-a-Tete eben seinen Zweck erfüllt — ihn über die Stunde der Spannung hinweggeholfen. Und Bertsch lächelte kühl und überlegen, wie auch er jetzt hinausging.

Marga Neusch lag in dieser Nacht noch lange ohne Schlaf auf ihrem Lager. Also solchen Eindruck hatte jenes flüchtige Moment des Jugendrausches damals bei ihm hinterlassen, daß es heute in ihm, dem zum Manne Gereiften, wieder aufwachte mit dieser Gewalt!

Doch was war es? Nur ein Begehren, das sie erniedrigte, oder —?

Schneller gingen ihre Gedanken, kühner und entschlossener. Wenn es nun das war! Feigte sich ihr da nicht der Weg, über den sie sich so im unklaren gewesen war?

Am Steiniefens Antrag heute mußte sie plötzlich wieder denken. Und eine Freude überkam sie: Gott sei Dank, daß sie sich nicht fortgeworfen hatte, in einem Anfall von Mäßigkeit! Nun lohnte sich ihr Warten vielleicht.

Da war Gerhard Bertsch doch ein anderer Bewerber. Der bot ihr wirklich, was sie sich als Ziel gesteckt hatte von jeher: Ein studierter Mann in angesehenen Stellung, die sich noch heben würde, ganz bedeutend, wenn erst alle seine Pläne hier verwirklicht sein würden.

Und wirklich ein Mann! Sie sah plötzlich wieder seine Hände vor sich. Diese harten Manneshände. Und der Gedanke kam ihr: wie es wohl sein möchte, wenn einen solche Hände umfingen — heiß und fordernd. Schneller ging da ihr Atem.

Aber nur für eine kurze Weile. Gleich kehrte ihr die kühe Erwägung zurück. Nicht das war es ja, was sie suchte. Nein — im Gegenteil: Sie mußte Herr der Situation bleiben, das Empfinden bei ihm, das sich ihr heute verraten hatte, klug nützen und lenken, daß es sie an ihr Ziel trug.

Und in der ungebrochenen Stille dieser Nacht wuchs in Margas Reusch der Wunsch zum klarbewußten Willen.

Schweigend und dunkel lag der Schoß der Erde. Selbst der dumpfe Widerhall der menschlichen Maulwurfsarbeit drang nicht in diese Verlassenheit. In das große, geheimnisvolle Schweigen, das hier eingeschlossen war seit den Urtagen, wo der zuckende Feuerleib der Erde allmählich erstarrte zu Stein und Erz.

Doch nun klang ein Schritt durch die Einsamkeit der Tiefe. Ein fester Manneschritt. Und vor einem winzigen Licht her strich ein mächtiger Schatten durch den schmalen Gang im Gestein.

Rot rieselte es dem Wanderer in der Grubenacht über die Füße. Wie ein unheimlicher Blutbad. Und ein rötliches Sichern und Tropfen allenthalben an dem Fels, den die Schultern im Gehen streiften. Jetzt aber! Wand es sich nicht dort unten im Wasser, eine riesige, braune Schlange? Doch im herannahenden Licht war es nur ein seltsames, reißig-artiges Gewucher, das sein nächtliches Leben in der Seige hier fristete.

Anzeichen verschollener Menschenarbeit tauchten in dem alten Stollen auf. Eine morsche Spurlatte, ein rostzerfressener Förderwagen, klein und einträchtig, wie ihn die Vorbäter einst gestochen, und verfaultes Zimmerwerk. So mürbe das Holz, daß die tastende Hand tief hineinsank. Und verbrämt mit abenteuerlichem Behang: Dunkelbraunem, langem Gesafer von Frauenhaar — Nestern von weißem Schimmel, tausend feinen, winzigen Nadelchen, wie Kristalle zusammengeschoßen — und nun wieder dicken, rotbraunen Tannenzapfen von Schwamm, die geisternde Schatten warfen im drüberhuschenden Licht.

So eng war oft der Gang, daß er sich für das Auge vorn ganz zusammenzuschließen schien. Bis im Näherkommen die Felswände doch immer noch wieder Raum ließen, daß der einsame Wanderer sich durchzwängen konnte. Aber mit Mühe oft nur, denn breit und hochgewachsen war der Mann.

Gerhard Bertsch war es, der hier durch den alten Stollen schritt, allein zur Nachtzeit. Es war der beiden Gruben gemeinsam gehörige Zugang, der droben hoch im Bergwald, mitten in Busch und Ginster, zutage trat. Seit Menschengedenken schon nicht mehr in Betrieb, diente er nur noch für die Luftzufuhr.

Diesen Weg, den kein Fuß mehr betrat, hatte Bertsch gewählt, um sein Vorhaben auszuführen: im feindlichen Lager mit eigenen Augen die Blöße zu erspähen, die er nach den Grubenrissen droben in scharfem Berechnen festgestellt zu haben glaubte.

So schritt er denn nun, im Vertrauen auf Lampe und Kompaß, fest darauf los in der Nacht dieser Unterwelt, in dem Labyrinth von Gängen, in denen sich der Unkundige wohl hätte verirren können. Aber von den Knabenjahren an, wo der Vater ihn oftmals mitgenommen, war Bertsch hier vertraut. Die Tiefe hatte keine Schreden für ihn. Nur Vorsicht zu üben hieß es. Im Laufe der Zeit waren Fahrten und Zimmerung noch morscher geworden. Nicht selten brach unter seinem Fuß, der ihn auf schlüpfriger Leiter in dunkel abnennende Abstürze hinabführte, eine Sprosse weg, oder mit

dumpfem Krachen schollerten saule Gesteinsmassen vom Firß der Strecke hernieder, dicht neben seinem Haupt. Traf es ihn, so möchte er hier wohl verlassen liegen, fern von jeder menschlichen Hilfe, und elend verenden. Aber der Gedanke hieran kam ihm kaum. Und wem — er konnte ihn auch nicht abhalten. Er war im Kampf — es galt den Sieg!

Ein paarmal schien es indessen, als ob die Mächte der Tiefe ihm Halt geböten. Die Strecken waren im Laufe der Jahrhunderte vom Ragen der gefrässigen Wasser zu Bruch gegangen. Wüste Gesteinstrümmen sperrten ihm den Weg. Oder die Fahrten hörten auf, mitten im Klettern. Der tastende Fuß suchte vergebens drunten nach einem Halt. Die nächste Leiter war wohl abgestürzt in die abgründige Tiefe. Da blieb ihm nichts, als eine Umgehung zu versuchen. Er kletterte durch Ueberhauen empor in die höhere Sole, kroch kreuz und quer, durch Gänge und Klüfte, und fand schließlich doch wieder die alte Richtung. Aber es war ein beschwerliches Werk, und der Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

Doch endlich war er am Ziel, in dem Grenzgebiet der beiden Gruben, in dem strittigen Gang. Verlassen lag er jetzt da. Nur fernab hörte Bertsch drüben auf der Erbstollen-seite ein dumpfes Pochen. Wohl ein Reparaturhauer, der bei der Arbeit war. In aller Ruhe konnte er so suchen. Und er fand. Mit gewaltsam ausbrechender Freude stellte er fest: Es war, wie er vermutet. Die Klüfte droben, bei ihm im Gesenke, strich herunter bis hier in den Nachbarbau. Also war sein Plan ausführbar. Und nun denn ans Werk!

Er schlug sich hindurch, durch Ausbrüche und Ueberhauen, ins eigene Grubensfeld. Schneller, sicherer schritt er vorwärts, hier, wo ihm jeder Schritt vertraut war. Und bald hörte er auch schon seine Leute. Dumpf klangen die Schläge der Zimmerart herüber, und jetzt vernahmten auch sie das Geräusch seiner herannahenden Schritte. Verwundert sahen sie auf zu ihm in das Dunkel.

„Hö — oh! Wer kommt denn da?“

Keine Antwort, aber gleich darauf stand Bertsch vor ihnen, im Schein ihrer Lampen.

„Glückauf, Leute! Wieviel seid ihr hier in der Strecke?“

„Unser vier. Aber oben, auf der neunten Sole, im alten Mann, sind auch noch ihrer drei.“

„Gut, das genügt. Stellt hier sofort die Arbeit ein. Es gibt Wichtigeres zu tun. Drei Mann kommen mit mir. Der vierte holt die von oben. Nach dem Gesenke, da vorn an der Markscheide! Aber eilt euch!“

Bald waren sie alle zur Stelle, und das Werk begann. Bertsch hieß einen Teil der Leute eine starke Mauer aufzuführen, die den Schacht des Gesenkes nach der Grundstrecke des eigenen Grubensfeldes hin wasserdicht abschließen sollte. Verwundert machten sie sich an die ungewöhnliche Arbeit. Das hatte doch gar keinen Sinn!

Aber Bertsch achtete nicht auf ihr Staunen. Mit den andern Leuten stieg er in das Gesenke ein und stand nun drunten auf seinem Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Tafelaussatz.

Von Paul Ernst.

Ein Secossizier, ein Herr v. M., hatte kurz vor dem Kriege geheiratet. Die jungen Leute hatten gerade das notwendige Vermögen, und so mußten sie sich denn das Leben recht bescheiden einrichten. Sie mieteten eine Wohnung von drei Zimmern, die vier Treppen hoch lag, ratierten sie mit Möbeln aus und fühlten sich sehr glücklich. Die Geldsumme, welche ihnen für die Einrichtung zur Verfügung stand, war recht gering gewesen, aber die junge Frau hatte lange in Antiquitätengeschäften gesucht, hatte bald auch ihren Mann mit ihrer Liebe für gute alte Möbel angesteckt, und wenn man mit Ruhe, Verstand und Liebe sucht, dann kann man ja auch für wenig Geld schöne Dinge kaufen. So hatten sie denn in dem Wohnzimmer einen herrlichen Kolofoschrank aus Eiche und Nußbaum, der weiß angefrichen gewesen war und als rumpeliges Küchenmöbel bei einem kleinen Trödler zum Verkauf stand; die Stühle hatten sie ihrer Mutter abgebetelt; sie waren ganz verwahrloßt gewesen und hatten seit undenklichen Zeiten auf dem Hausboden geruht; ein schöner Tisch mit geschweiften Beinen und eingelegerter Platte war freilich recht teuer gekommen, denn er war von einem großen Händler erkanden; aber sie hatten eben Alles in Eins gerechnet und da hatten sie gerade den Preis noch zahlen können; dergestalt hatte jedes Stück, bis hinunter zum Fußbänkchen, seine besondere Geschichte. Man kann sich denken, daß die Kameraden mit ihren Tamen sehr erstaunt über die Einrichtung waren; die junge Frau

land, sie waren begeistert; ein großes Fragen entstand über das Alter der Möbel, die verschiedenen Stile, die Holzarten, die Preise; und so hatten denn die Beiden die Vorstellung, daß es gar nicht möglich sei, schöner eingerichtet zu sein, wie sie es waren.

Die Mutter des jungen Mannes hatte sich über das Glück der Beiden herzlich gefreut, und indem bald nach der Hochzeit sein Geburtsstag war, hatte sie einen schönen Tafelaufsatz aus Silber angebracht und den Beiden geschenkt; der Sohn war das einzige Kind, und sie sagte, sie sehe so schlecht, daß sie sich doch nicht über den Aufsatz freuen könne. Ihr verstorbener Gatte war gleichfalls Offizier gewesen und hatte ein Regiment gehabt; als er den Abschied nahm, hatte er den Aufsatz vom Regiment zum Andenken bekommen; auf dem Fuß waren die Namen aller Freunde eingegraben. Der Aufsatz lag in einem großen lederbezogenen Kasten; in diesem Kasten hatte er immer im Salon gestanden auf dem schön verzierten Vertiko unter dem Kaiserbild.

Als der Befehl kam, daß der junge Ehemann auf sein Schiff mußte, blieben noch einige Stunden Zeit. Die beiden beschloßen, diese Stunden recht zu feiern. Die junge Frau deckte im Eßzimmer die Tafel für sie Beide mit dem schönen Silber, das sie von einem unverheirateten reichen Rhein bekommen hatten, mit seinem alten Porzellan, das von der Ausstattung der Urgroßmutter herrührte, und mit den schönen Gläsern und den Kristallschalen. In die Mitte stellte sie den Aufsatz. Sie aßen ein bescheidenes Abendbrot, aber der Mann hatte eine halbe Flasche Champagner aus dem Kasten holen lassen; nun öffnete er die Kasten, und sie leerten die Gläser, indem sie alle schweren Gedanken durch bewußte Heiterkeit zum Schweigen brachten.

So war der Mann abgefahren und die Frau war allein zurückgeblieben. Wochenlang erhielt sie oft keinen Brief, dann bekam sie plötzlich ein ganzes Paket Briefe und Karten auf einmal, denn er schrieb täglich, auch wenn er lange auf seinem Schiff in See war. Die Freundinnen kamen; die unverheirateten und die verheirateten; die einen fragten, stauten, die anderen weinten mit ihr und trösteten sie; sie besuchte oft die Mutter ihres Mannes und hörte die guten Erzählungen, wie es im französischen Krieg gewesen war, wie oft sie damals als Braut gezeugt hatte, und er war doch glücklich durch alle Gefahren durchgekommen; die Mutter lächelte ihr immer zu, aber sie wußte wohl, daß sie oft heimlich weinte; sie tat, als ob sie das nicht wisse. Wenn sie einen Briefstoß bekommen hatte, dann las sie ihr alles vor, und die Beiden freuten sich gemeinsam über die Scherze und die lustigen Schilderungen der Briefe; die Mutter nahm den grünen Augenschirm ab, strich sich über die verunzeltere Stirn und lachte still in sich hinein, indem sie sagte: „Ich sehe ihn vor mir! So war er immer!“ Und dann erzählte sie eine Geschichte von ihm aus seiner Jugendzeit; es war immer dieselbe Geschichte, aber die junge Frau hörte sie immer mit der gleichen Liebe an.

Am einem Vormittag nun, wo eigentlich keine Briefe erwartet werden konnten, klingelte der Briefträger; die junge Frau horchte unruhig und gespannt; das Mädchen band sich im Gang die weiße Schürze um, öffnete, wechselte einige Worte mit dem Mann; dann nahm sie den Metallkoffer, legte den Brief darauf; die Frau erwartete sie begierig; als das Mädchen eintrat, griff sie gleich nach dem Brief.

Er war vom Admiralsstab und enthielt die Mitteilung, daß ihr Gatte in Erfüllung seiner Pflicht den Tod gefunden habe, indem sein Boot vom Feinde vernichtet sei; sie werde aber aus Staatsgründen gebeten, niemandem Mitteilung zu machen, bis sie weiteren Bescheid erhalte.

Es war an einem der Tage, wo sie die Mutter ihres Gatten zu besuchen pflegte.

Die beiden hatten oft darüber gesprochen, wie unrecht es sei, wenn die Hinterbliebenen der Gefallenen sich öffentlich in Trauerkleidung zeigten. Sie zog ein helles Kleid an; im Fenster stand ein Rosenstock, der herrliche rote Blüten hatte; sie hatte ihn sich gekauft, weil sie dachte, daß heute doch die Menschen wenig Blumen kaufen würden, und daß man die armen Geschäftsleute unterstützen müsse, wenn man es könne. Die schönsten der roten Blüten schmitt sie mit der Schere ab und steckte sie ins Knopfloch, dann gab sie dem Mädchen noch Anweisungen und ging.

Die alte Frau griff sie bei der Hand und zog sie neben sich zum Sigen; sie hatte viel zu erzählen, vom Kaufmann an der Ecke, von gefallenen Bekannten, von Beförderungen, von den gestiegenen Preisen; die junge Witwe hörte aufmerksam und freundlich zu, den Kopf auf ihren Strumpf geneigt, denn sie strickte fleißig an einem grauen Strumpf. Dann sprach die alte Frau von ihrem Sohn, erzählte die Geschichte aus seiner Jugend, lachte; so vergingen die zwei Stunden, welche die junge Frau bei ihr zu weilen pflegte.

Die Freundinnen kamen und fragten, wie es ihrem Mann ergehe; sie erzählte, daß er immer zufriedene Briefe schreibe; sie fragten Näheres, und sie erzählte Geschichten, die er in seinen früheren Briefen geschrieben; einige Freundinnen sagten, wie glücklich sie sein müsse, wenn der Briefträger klingelt; andere kamen und klagten, daß sie lange keine Nachrichten erhalten und fragten sie, ob sie selber Briefe bekommen habe, und sie erzählte dann wieder dasselbe, das sie den andern schon erzählt einige ihrer Freundinnen beneideten sie um ihre Gemütsruhe und sagten, wenn sie sich denken würden, welchen Gefahren der Mann ausgesetzt sei, dann würde sie nicht eine Nacht ruhig schlafen

können; aber freilich sei die Gemütsart der Menschen verschieden und das sei ja ein Glück.

Die Schwiegermutter wunderte sich, daß so lange keine Briefe kamen; sie wurde unruhig, sie verlangte zuletzt, daß die junge Frau beim Admiralsstab anfrage. Da setzte sie sich hin, nahm Briefpapier und schrieb, als schreibe ihr Mann an sie. Sie hatte sich ganz in seinen Stil hineingelebt, sie kannte sein ganzes Leben genau; und so konnte sie denn von seinen täglichen Erlebnissen schreiben; dann stellte sie allgemeine Betrachtungen an, die sie der Zeitung entnahm; dann schrieb sie wieder einige Karten, die nur Grüße enthielten. Mit dem Stoß ging sie dann zu der alten Frau und las ihr vor. Die freute sich, lachte, rühmte ihren Sohn, sprach von Aufrücken, streichelte ihr die Hand. Als die junge Frau nicht mehr an sich halten konnte, sagte sie, daß sie Kopfschmerzen habe und an die Luft gehen müsse.

Nun ging das eine ganze Weile so, daß sie erzählte und falsche Briefe verlas.

Am einem Nachmittag sagte sie plötzlich zu dem Mädchen, der Herr komme; sie schickte das Mädchen zum Einkaufen aus, ließ wieder eine halbe Flasche Champagner holen, deckte den Tisch mit ihrem Silber, Porzellan und Kristall. Sie lachte beständig bei ihrer Arbeit, und das Mädchen lachte auch, denn sie freute sich mit ihrer Freude. Sie hatte den Tafelaufsatz ohne das Futteral aufgestellt; er stand auf der Anrichte im Eßzimmer; als sie ihn auf den Tisch heben wollte, sah sie, daß er stark angelaufen war; sie zog sich alte Handschuhe an, ging in die Küche und putzte ihn.

Während sie da in der Küche arbeitete, klingelte es; die Mutter kam; sie wunderte sich über die plötzliche Nachricht, freute sich und setzte sich auf den Küchenstuhl zu ihr. Sie wollte immer darüber sprechen, welche Ueberraschung das nun sei; aber die junge Frau putzte immer eifrig an dem Aufsatz und sprach nur davon, daß er gar nicht blank werden wollte.

## Vermischtes.

\* Teltower Rüben. Die oft bei uns gebrauchte Lebensart, daß etwas „nicht weit her“ sei, enthüllt uns eine schon recht oft gerügte Untugend vieler Deutschen, die ein Ding nur dann zu schätzen wissen, wenn es recht weit her ist und womöglich aus dem Auslande stammt. In besondern Maße soll diese Untugend den Berlinern eigen gewesen sein. In einer Beziehung aber machen die Bewohner der Reichshauptstadt eine rühmliche Ausnahme; sie schätzen ein Ding sehr hoch, obwohl es ihrer nächsten Nachbarschaft entstammt: die Teltower Rübe. Die Bauern der Teltower Gegend säen diese Rüben seit jeher als Nachfrucht in den Acker, sobald sie das Getreide abgeerntet haben und bringen die Erstlinge davon Anfang Oktober auf den Markt. Vor Eintritt des Frostes werden alle Rüben aus dem Boden genommen und „eingemietet“, d. h. in Mieten, langgestreckten Erdhügeln, itztlicher aufbewahrt, von wo aus sie dann die Reise in die nahe Welt (Berlin) und in die weite Welt antreten. Vor dem Kriege gingen ganz ansehnliche Posten Teltower Rüben nach Paris, London, sowie nach anderen europäischen Hauptstädten, und sogar nach Amerika. Tatsache ist, daß die Rübe in der Qualität, die ihr den Welttrium verschafft hat, nur in der Bodennatur gedeiht, die die Umgegend von Teltow aufweist. In andere Gegenden verpflanzt, artet die Sorte sofort aus. Einer der begeistertsten Verehrer der Teltower Rüben war Goethe. In dem Briefwechsel mit seinem intimen Freunde, dem Berliner Singakademiedirektor Zelter, der viele seiner schönsten Lieder veront hat, spielt diese kleine Rübe eine keineswegs untergeordnete Rolle. Zelter unterließ es in keinem Jahre, ein Quantum dieser heimischen Delikatesse an seinen Weimarer Freund abzusenden und die Gabe mit einem hübschen Briefe zu begleiten, dem dann immer ein schöner Dankbrief Goethes folgte. Ein besonderes Interesse verdient der Brief, den Zelter einige Monate nach den berühmten Schlachten von Großbeeren und Dennewitz am 16. November 1813 in Begleitung der obligaten Sendung des lederen Teltower Wurzelgemüses an Goethe richtete. In diesem Briefe heißt es: „Wenn die Teltower Rübschen, welche heute abgehen sollen, dieses Jahr weniger gut sein sollten als sonst, so rühmen sie sich dagegen des Preises, wodurch die Ebenen von Großbeeren in der Geschichte glänzen, und ich wünsche, daß sie Dich, mein Geliebter, kapabel finden mögen, sie mit Appetit zu genießen.“ Man darf überzeugt sein, daß die Sendung des Jahres 1813 dem deutschen Dichtersfürsten ganz besonders gut gemundet hat. Emile Zola beschreibt in seinem Roman „Pot-Bouille“ ein lukullisches Gelage, bei dem als vornehmer Gang „Ravets de Teltow“ (Teltower Rüben) serviert werden. Man erzieht daraus zur Genüge, welche großer Beliebtheit diese märkischen Stoppelrüben sich bei allen französischen Feinschmeckern erfreuen müssen. Den vorzüglichsten Eigenschaften dieses märkischen Gemüses soll hier nicht im entferntesten nahegetreten werden; es verdankt aber sicherlich den großen Ruhm, den es namentlich in Frankreich genießt, zu einem erheblichen Teil dem Umstande, daß es weit her und daher selten ist, ja, daß die Franzosen glauben, es sei noch weiter her, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Nur die wenigsten von ihnen werden wissen, daß der preussische Kreis Teltow, die Heimat dieser kulinarischen Kostbarkeit, heute einen wichtigen Bestandteil von Groß-Berlin darstellt und daß sich dessen Zentrale schon längst in Berlin be-

findet. Der preussische General Graf Bendel v. Donnerstern, der im Jahre 1810 zu Verhandlungen seiner Regierung mit Napoleon I. in Paris weilte, berichtet über ein interessantes Erlebnis, das er dort hatte, folgendes: „Eines Tages aßen wir bei Cambacères Napoleons einflussreichstem Minister, bei welchem ein M. d'Égremont, dem das „Journal des Gourmands“ debütiert ist, eine Mit von Hofmarschall machte. Ich sah zwischen ihm und dem berühmten bairischen Minister Grafen v. Monteglas. Zum Dessert kamen auch kleine Tassen, worauf sechs bis acht Küben lagen. Ich fragte d'Égremont, was das wäre, und er sagte mir: „Teltower Küben!“ Ich konnte nicht unterlassen, ihn zu fragen, wo Teltow läge, und er antwortete mit einer Miene, welche seine Verwunderung über meine Beschränktheit ausdrückte, und die Hand aus Mitleid vorhaltend, damit meine Unwissenheit nicht aus Tageslicht täme: „In America.“ Es muß dem preussischen General, der ausgerechnet aus der Heimat der Teltower Küben nach Paris gekommen war, nicht leicht gefallen sein, seine Heiterkeit ob dieser überraschenden Auskunft zu unterdrücken. Auch bei den englischen Feinschmeckern werden die Teltower Küben sehr geschätzt. Während des Krieges können diese selbstverständlich nicht von Teltow direkt nach Frankreich und England versandt werden; ihre Pariser und Londoner Liebhaber werden also in diesem Kriegsjahre wohl auf ihren Genuß verzichten müssen.

London während des letzten Zeppelin-Angriffs. Der Kriegsberichterstatter des New York American, der sich zur Zeit des jüngsten Zeppelinangriffs in London aufhielt, sendet seinem Blatt einige interessante Aufzeichnungen: „Die englische Genjur hat es nimmöglich gemacht, die einzelnen Gebäude, die von den deutschen Luftschiffen überflogen wurden, näher zu bezeichnen. Daher will ich nur sagen, das eine große öffentliche Anstalt nur durch einen zufälligen Abstand von einigen Fuß vor dem Feuerregen der Zeppelinbomben bewahrt blieb. Es gäbe mehrere solcher Fälle zu nennen, in denen große Bauten knapp den Bombenwürfen entgingen. . . Folgende Geschichte erzählt man sich von dem bekannten Negerkörner Jack Johnson, der gegenwärtig in einem englischen Revue-theater auftritt. Als der Zeppelinangriff während der Vorstellung gemeldet war, wurde Johnson vor den Vorhang geschickt, um dem „Publikum“ in „beruhigender“ Weise von dem Ereignis Mitteilung zu machen, was er denn auch mit den Worten tat: „Es hätte keinen Sinn, Sie alle zu belügen. Die Gefahr steigt jetzt ein Zeppelin über unser Theater. Aber es wäre nicht gut, wenn Sie sich aufregen wollten. Es ist besser, hier zu bleiben, statt hinauszuweichen und Wirrwarr zu machen. . .“ Auch in den anderen Theatern Londons wurde an jenem Abend den Vorstellungen ganz plötzlich durch die Zeppeline ein Ende bereitet.“

Kriegsaberglaube in Frankreich und England. Der Krieg hat mit all seinen Nebenerscheinungen dem Aberglauben zahllose neue Anhänger zugeführt. Ganz besonders verbreitet und geschätzt sind die vielartigen Kriegsamulette und Kriegstalismane bei den französischen und englischen Soldaten. Einige interessante Einzelheiten über den Aberglauben in den Armeen werden in einem Artikel der „Daily Mail“ berichtet: Noch niemals war die Herrschaft des Aberglaubens so stark verbreitet, wie in diesem Kriege. Die vielbesprochene Erscheinung der Engel von Mons, die englische Soldaten vor einigen Monaten im Westen erblickt zu haben behaupten, ist ein typisches Beispiel für das durch die Kämpfe wachgerufene Trugspiel der Sinne. Auch innerhalb der französischen Armeen war während dieses Krieges bereits mehrfach von übernatürlichen Erscheinungen die Rede. Eine alte, oft befolgte Tradition der Franzosen besteht in dem Brauch, das jedesmal, bevor ein Regiment aus seinem Lager in die Feuerlinie ausrückt, die Regimentsmusik ein Stück aus der „Weissen Dame“ spielen muß. Dies soll einer Anrufung Jeanne d'Arc zum Schutze der Soldaten Ausdruck verleihen. Die Läden in London und Paris sind gegenwärtig mit den verschiedensten Amuletten und Talismanen angefüllt. Diese Gegenstände sind aus Holz, Metall oder Stein verfertigt, manche auch aus allen drei Materialien, und werden meist als Fingerringe, Armreife, Ketten und Anhänger verkauft. Es gibt Steine und Dölger, deren Berührung Glück bringen und vor Verwundung bewahren soll. Das in England populärste Holzamulett hat die Gestalt eines mit einer Rhaki-Dienstmütze bedeckten Soldatenkopfes mit großen, weitgesperrten Augen, die nach der Gefahr aufspähen und vor ihr warnen sollen. Bisher wurden 1/4 Millionen dieser aus Eichenholz geschnittenen Köpfe verkauft. Fast jedes Regiment, jedes Bataillon, jede Compagnie, überhaupt jede Einheit besitzt einen Talisman, der meist ins Feld mitgenommen, manchmal auch bloß in der Heimat als Wahrzeichen behütet wird. So gibt es Hunde, Katzen und Hef, die die einzelnen Transporte als auserwählter Talisman begleiten. Ein englisches Regiment besitzt sogar einen lebendigen Glücksbären. Auch in den russischen Armeen ist der Aberglaube von großer Bedeutung. So heißt es, daß die Vision eines weißen Alters, die einzelnen Soldaten erscheinen soll, Glück in der Schlacht bedeutet.

Altpapier. Zu den Tugenden, die uns der heilige Krieg wieder und immer wieder predigt, gehört auch die Sparsamkeit, jene Eigenschaft, die unser Vaterland stark gemacht haben soll, die aber mehr und mehr dem reichen Erben aus der Erinnerung ge-

schwunden war. Wir meinen die Sparsamkeit nicht nur im Umgeben mit Geld und Geldeswert, nicht nur in der Verwendung kostbarer Rohstoffe, sondern die Sparsamkeit, die auch das Kleinste achtet, die nichts ungenutzt fortwirft, und die jedes Ding darauf anseht, ob es nicht doch noch am gezeichneten Plage einen Wert bekommen könnte. Wir haben im papiernen Zeitalter Papier verschwendet, wir sind auch schon sparsamer geworden, seitdem das Papier teurer geworden ist. Wir müssen uns aber noch darüber hinaus daran gewöhnen, nicht nur mit dem noch unbenutzten Papier hauszubalten; wir müssen auch suchen, bedrucktes, beschriebenes, zum Einwickeln bereits verwendetes, kurz, das sogenannte Altpapier zu sammeln und der Verwendung wieder zuzuführen. Um den Sinn dieser Anregung verständlich zu machen, ist eine kurze technische Erörterung erforderlich. Die wichtigsten Rohstoffe der Papierverzeugung sind bekanntlich für die feinsten Papiere Lumpen, für die geringwertigeren Sorten Holz und Holzschliff (mechanisch geschlossene Holzmasse) und Zellstoff (auf mechanischem Wege hergestelltes Pflanzenfasermaterial). Druckpapier ist beispielsweise eine Mischung dieser beiden Arten von Holzmasse. Daneben wird vielen Papierarten Altpapier zugesetzt, das entweder in der Fabrik auf der Maschine und beim Beschneiden des Papiers abfällt, oder vom Händler bezogen wird, das dann „gefollert“ und dem Papierbrei im „Holländer“ zugesetzt wird. Nun werden die erwähnten Rohstoffe, Lumpen und Holzmasse, vielfach knapp, weil sie selbst oder die zu ihrer Herstellung benutzten Stoffe entweder für Peereszwecke Verwendung finden, oder — aus dem Auslande kommend — überhaupt nicht mehr oder nur in geringen Mengen nach Deutschland gebracht werden können. Infolgedessen greift die Papiermacherei in größerem Umfange auf Altpapier oder Rohstoffe zurück. Beschriebene und unbeschriebene Papiere können leicht wieder gebleicht und in Schreib- oder Druckpapier zurückverwandelt werden. Die Bleiche bedruckten Papiers und das Entziehen der Trückerchwärze aus ihm bereitet schon größere Schwierigkeiten. Alte Zeitungen finden deshalb hauptsächlich zur Herstellung gewöhnlicher Packpapiere und in der Pappfabrikation Verwendung. Es ist nur ein recht kleiner Bruchteil des benutzten Papiers, der für spätere Zwecke aufbewahrt bleibt. Die bei weitem größere Menge wird unbeachtet fortgeworfen oder verbrannt. Dieses Vorgehen ist in gegenwärtiger Zeit ein schwerer Fehler; ist eine Verfündigung an der nationalen Wirtschaft. Zudem ist das Sammeln und die Verwertung des Altpapiers sehr lohnend, weil hohe Preise dafür bezahlt werden. Also: Werft kein Altpapier fort, verbrannt und vernichtet es nicht, sondern sammelt es und führt es weiterer Verarbeitung zu!

**Büchertisch.**

— Artur Fürst: Emil Rathenau. Der Mann und sein Werk. (Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Gh.).

— Hundert der besten Bücher. Jeder Band in Leinwand gebunden 1 Mark. (Verlag Deutsche Bibliothek in Berlin W. 65). Gerade in diesen Tagen, da unsere Feinde uns nicht oft genug das Wort „Barbaren“ entgegenzuschleudern können, bringt die Deutsche Bibliothek den letzten Band ihrer Sammlung „Hundert der besten Bücher“ heraus. Unter dem Titel „Krone des Lebens“ enthält dieser Band eine sinnvolle Auswahl von Goethes Gedichten und Dr. Bruno Wille ist deren Herausgeber. Hervorragende deutsche Schriftsteller und Gelehrte haben diese Sammlung von hundert der besten Bücher zustande gebracht und damit im wahren Sinne des Wortes eine „Deutsche Bibliothek“ geschaffen.

**Arithmogriph.**

- 1 2 6 4 Platz im Theater.
- 2 7 6 4 1 ein Musikinstrument.
- 3 4 8 5 4 ein Dichter.
- 4 6 4 7 Stadt in Böhmen.
- 5 2 5 5 4 ein Schmetterling.
- 6 4 2 1 2 6 8 4 Name einer Wissenschaft.
- 7 3 4 8 5 deutscher Errom.
- 8 6 4 1 ein Tier.
- 5 8 1 Fluß in Afrika.
- 1 2 3 4 5 6 7 8 5 Titel einer Wagner'schen Oper.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

F B B  
r a i  
i u o  
F r i e d r i c h  
B a u d i s s i n  
B i e r s t a d t  
i s a  
c i d  
h n t